

# Kapitel 1



*Weiter, weiter!*

Keuchend trieb Mary Parker ihre Beine an, schneller zu laufen. Noch fünf Minuten. Fünf Minuten würde sie noch durchhalten, dann war eine Stunde um und sie würde vom Laufband steigen, einem vier Meter breiten Metallpodest, dessen Oberfläche für Bewegungen in verschiedene Richtungen eingestellt werden konnte. Das Gerät war erst ein paar Monate alt. Die hüfthohe Einfassung aus Messing mit den genieteten Streben verlieh ihm das Aussehen eines Käfigs. Fast einen Meter hohe Zahnräder an der Vorderseite drehten sich in beständigem Rhythmus und erzeugten ein leises Knirschen.

Um sich vom Schmerz in ihren Beinen und ihrer Lunge abzulenken, konzentrierte Mary sich auf die anderen Menschen im Sportstudio. Sie war wie immer die einzige Frau, die sich hierherwagte.

Nachdem das Atmen an der freien Luft in den letzten paar Jahren immer schwieriger geworden war, war Mary froh, ein Sportstudio gefunden zu haben, in dem sie ihre Ausdauer trainieren konnte. Das „Sporthaus“

hatte zwar keinen kreativen Namen, dafür aber die neuesten Sportgeräte, die man in im Deutschen Autonomen Territorium kaufen konnte. Dazu gehörte nicht nur das mechanische Laufband, sondern auch ein Boxautomat, der in variablen Abfolgen zurückschlug, eine rotierende Kletterwand, und ein Schießstand mit beweglichen Zielen im Nebengebäude. Zudem war alles mehr oder weniger anonym, die wenigsten Leute wollten sich unterhalten, was Mary gerade recht war. Denn wenn jemand sie hier ansprach, dann üblicherweise nur, um ihr mitzuteilen, dass sie hier nichts verloren hatte und besser hinter einem Herd oder einer Nähmaschine aufgehoben wäre. Wenn sie doch mal jemand erkannte, triefen seine Worte üblicherweise vor Verachtung und Neid.

Seit dem Tag vor vier Jahren war sie im ganzen Territorium bekannt. Sie war die Frau, die den Kaiser vor einem Attentat gerettet und damit ihr Land vor dem Chaos bewahrt hatte. Aber sie war eine Frau und hatte damit nach Meinung der meisten nichts in der Armee zu suchen gehabt – schon gar nicht auf der Position eines Kommandierenden Generals.

Mary schlug auf den Knopf, der das Getriebe des Laufbands zum Stillstand brachte, und verlangsamte keuchend ihre Schritte. Dabei fiel ihr Blick auf ihre linke Hand und damit den Knochen, der an der Außenseite ihres kleinen Fingers hervorschimmerte. Als die Explosion sie damals getroffen hatte, war die linke Seite ihres Körpers beinahe komplett verbrannt worden, ihr Auge zerstört. Die Haut hatte sich inzwischen wieder erholt

und die Narben störten sie nicht sonderlich. Doch die Wunde an der Hand war auch nach langen Monaten Behandlungszeit nicht zugeheilt, wofür keiner der Ärzte, die hinzugezogen worden waren, eine Erklärung gefunden hatte. Da Mary die offene Stelle ohnehin nicht verbergen konnte – und es auch gar nicht wollte –, bedeckte nun eine Tätowierung aus Zahnrädern den Knochen und Teile der umgebenden Haut.

Mit einem Surren richtete sich ihr linkes Auge aus, als sie vom Laufband aufblickte und hinüber zu den drei Männern sah, die unter lautem Stöhnen Gewichte an den Hantelbänken drückten.

Gerade ließ einer von ihnen mit ohrenbetäuben-dem Scheppern seine Hanteln fallen und machte sich gleich darauf daran, die messingfarbenen Scheiben abzuschrauben, um neue und vermutlich schwerere anzubringen.

Mary ging zu ihm hinüber und stellte den Fuß auf seine Hantel. „Lust auf ´ne Runde Boxen?“ Ihr Auge surrte, als es den vor ihr knienden Mann fokussierte.

Friedrich sah zu ihr auf. Sie hatte ihn vor ungefähr einem Jahr bei einem ihrer Fälle kennengelernt. Er arbeitete als Ambuladeur unten in den Tunneln der Eisenbahnen.

„Klar.“ Er erhob sich mit einem provozierenden Grinsen. „Ich muss doch sehen, ob du seit dem letzten Mal was dazugelernt hast.“

Bei diesem letzten Mal hatte sie ihn so hart getroffen, dass er für fast zwei Minuten bewusstlos gewesen war.

„Und ich will sehen, ob du dir seit dem letzten Mal ein paar Eier hast wachsen lassen“, erwiderte Mary gelassen.

Die anderen Männer an den Hanteln lachten, einer von ihnen pfiff durch die Zähne. „Jetzt musst du es ihr zeigen, Fritz!“

Friedrich lächelte nur und zeigte mit einer ange-deuteten Verbeugung auf den Boxring in der Mitte des Studios. „Kann losgehen.“

Mary drehte sich um und gab dem Betreiber des Sportstudios ein Zeichen, damit er als Schiedsrichter fungierte. Er stellte sich an der Seite des Boxrings auf, der mit roten Seilen abgegrenzt war, und reichte ihnen zwei Paar Boxhandschuhe.

Mary zog den Schutz aus braunem Leder über ihre Hände und ballte sie ein paar Mal zusammen, um das richtige Gefühl für sie zu bekommen. Dann stellte sie sich mit erhobenen Händen und mit gespreizten Beinen auf.

„Bereit?“ Der Schiedsrichter sah beide an und sie nickten. „Erste Runde. Los!“

Mary umkreiste Friedrich mit leichten federnden Schritten, immer darauf bedacht, außerhalb der Reichweite seiner Fäuste zu bleiben. Sie hatte schon oft gegen körperlich überlegene Gegner gekämpft, eigentlich fast ausschließlich, und sie vertraute zumeist auf ihre Schnelligkeit und ihre Wendigkeit, während die Gegner sich auf ihre Kraft verließen. Mary beobachtete Friedrich. Sie musste auf einen Moment warten, in dem er unaufmerksam wurde. Nur ein wenig, das würde schon reichen. Sie tastete sich langsam heran, sprang ein paar

Zentimeter vor und täuschte einen geraden Schlag mit der rechten Hand an. Wie erwartet machte ihr Gegner einen schnellen Satz nach rechts und wich ihrem Schlag aus. Doch womit er nicht gerechnet hatte, war der nächste Schlag, den sie direkt folgen ließ. Sie drehte ihren Oberkörper und rammte die linke Faust gegen Friedrichs Schulter. Während er die Fäuste hob, um sich zu verteidigen, machte sie einen raschen Schritt nach rechts, zielte mit der rechten Faust an seinen Handschuhen vorbei und erwischte Wange und Ohr.

Sofort sprang sie zurück, um aus seiner Reichweite zu kommen, doch Friedrich brüllte wütend auf und setzte ihr nach. Seinen ersten aggressiven Schlag konnte sie gerade noch mit ihrem Unterarm abblocken, obwohl ihre Knochen schmerzhaft protestierten, der nächste Schlag jedoch traf sie mit voller Wucht im Gesicht. Ihr Kiefer schrie vor Schmerz, doch sie kämpfte dagegen an und duckte sich, sodass der nächste Schlag über sie hinwegflog. Gerade richtete sie sich wieder auf, um Friedrich ihrerseits einen Hieb zu verpassen, da rief eine autoritäre Stimme: „Mary Parker?“

Heftig atmend wich Mary zum Rand des Rings zurück und stellte sicher, dass Friedrich die Ablenkung nicht dazu nutzte, ihr den entscheidenden Schlag zu verpassen. „Was?“, herrschte Mary, verärgert über die Unterbrechung des Kampfes.

„Sie sind Mary Parker?“, hakte der Neuankömmling nach. „Der ehemalige Kommandierende General der Armee des Deutschen Autonomen Territoriums?“

Er war ein Mann, Mitte dreißig, aber mit einem Gesichtsausdruck, der andeutete, dass alles hier unter seiner Würde war. Sein schwarzes Haar war zurückgekämmt und glänzte zu stark. Er trug eine schwarze Uniform, auf der drei überlappende Zahnräder und ein langer Knochen abgebildet waren. Das Wappen des Kaisers.

„Die bin ich wohl“, gab Mary ungehalten zurück. Der Botschafter des Kaisers. Sie hatte dem Kaiser bereits ihr Auge und ihre Karriere geopfert, was konnte er noch von ihr wollen?

„Ich bin hier im Auftrag unseres Kaisers Leopold dem Dritten, Kaiser des Deutschen Autonomen ...“

„... Territoriums“, unterbrach Mary ihn. „Ich habe ihm das Leben gerettet, ich weiß, wer er ist.“ Damals hatten Unbekannte versucht, den Kaiser bei seinem jährlichen Besuch am ersten Stück der Mauer mit einer Bombe zu ermorden. Und Mary hatte diesen Plan vereitelt.

„Natürlich.“ Der Botschafter rümpfte die Nase und Mary spürte, wie etwas Nasses über ihre Wange rann. Sie zog die Boxhandschuhe aus und reichte sie dem Besitzer des Sportstudios. Der Kampf war beendet. Dann wischte sie sich übers Gesicht. Blut. Ihre Hand war blutverschmiert, doch so schlimm konnte die Wunde nicht sein, sonst wäre das Blut schon auf den Boden getropft und die Schmerzen wären um einiges schlimmer. Es war wahrscheinlich nur ein Kratzer.

„Würden Sie mich bitte begleiten?“ Mit ausladender Geste deutete der Botschafter auf den Ausgang des Sportstudios.

Schweißtropfen rannen über Marys Stirn und bahnten sich ihren Weg über ihre Wangen bis zum Kiefer. „Begleiten?“ Sie duckte sich unter den Seilen des Boxrings hindurch und sprang auf den Boden.

„Den Grund würde ich Ihnen gerne unter vier Augen mitteilen.“ Der Botschafter maß sowohl den Schiedsrichter als auch ihren Boxgegner mit einem verächtlichen Blick, dann wandte er sich mit hochgezogener Augenbraue wieder ihr zu. „Ich habe die Anweisung des Kaisers, Sie in den Palast zu bringen.“

In den Palast? Mary war erst ein einziges Mal im kaiserlichen Palast gewesen, damals, nur eine Woche nach der Explosion. Sie hatte vor Schmerzen kaum gehen können und das metallische Auge, das ihr von den Ärzten auf Wunsch des Kaisers verpasst worden war, fühlte sich wie ein Fremdkörper an. Das Sehen damit bereitete ihr Übelkeit. Sie erinnerte sich kaum noch an die Zeit. „Wieso?“ Es gab keinen Grund für den Kaiser, sie in den Palast zu zitieren. Sie war nicht mehr in der Armee, das wusste auch er sehr genau. Mit den vielen Verletzungen und mit dem fehlenden Auge war sie zur mangelhaften Ware geworden, untragbar für die Armee, vor allem in leitender Position, wie sie sie innegehabt hatte.

„Wären Sie jetzt wohl so freundlich, mit mir zu kommen?“ Nun war der Botschafter eindeutig genervt und machte auch keinen Hehl daraus. „Ich werde Ihnen auf dem Weg alles erklären.“

Der kaiserliche Palast ... Mary schüttelte den Kopf. Selten begannen ihre Morgen so verrückt.

„Sie wollen nicht mitkommen? Weigern Sie sich?“ Vor Empörung schien der Botschafter anzuschwellen.

„Nein, tut mir leid“, gab Mary zurück und hob die Hände. „Das Kopfschütteln ist eine Folge meines Unfalls. Ich komme mit.“

Der Botschafter wirkte besänftigt und schien ihren sarkastischen Tonfall gar nicht zu bemerken. So war es oft: Sobald das Gespräch auf ihren Unfall kam, lenkten die Menschen ein oder wechselten das Thema. Es verursachte ihnen Unbehagen.

„Darf ich mich vorher umziehen?“

„Wenn es schnell geht.“ Demonstrativ zog der Botschafter eine reich verzierte Uhr an einer Kette aus der Tasche seines schwarzen Jacketts, klappte sie auf und hielt sie vor sich.

„Danke.“ Mary drehte sich um und rollte mit den Augen. So ein Wichtigtuer hatte ihr gerade noch gefehlt. Mit schnellen Schritten eilte sie in den Umkleideraum, wo sie sich mit einer Katzenwäsche begnügte und dann straßentaugliche Kleidung anzog: Eine graue Hose aus dickem Wollstoff, die nach unten hin enger zulief und die sie in ihre braunen Stiefel mit Messingschnallen steckte, eine leichte weiße Bluse aus Leinen, darüber eine blutrote Weste mit Messingknöpfen, die jeweils ein Zahnrad zierte, danach folgte das braune Lederholster, in dem ihr Revolver steckte, und als letztes eine Jacke aus dem gleichen Wollstoff wie die Hose, die wie ein Männerjackett geschnitten war. Danach fuhr sie sich einmal kurz über die streichholzkurzen



Haare, griff nach ihrer Tasche und ging zurück zum Botschafter.

Sie spürte die neugierigen Blicke der anderen Männer im Sportstudio auf sich, als sie zusammen zum Ausgang des Gebäudes gingen. Es war klar, nachdem sie fort war, würde es kein Halten mehr geben, was die Bildung und Weitergabe von Gerüchten betraf. Aber was kümmerte es sie, was die andere dachten?

Als sie durch die schwere mechanische Tür nach draußen traten, umfing sie das übliche Luftgemisch, das in den meisten Teilen des Landes vorherrschte: Ruß und andere Schwebepartikel, der Geruch nach den ätzenden Chemikalien der Industrie und die Ausstöße der Automobile, die immer häufiger zu sehen waren. Verstohlen hustete Mary in ihre Armbeuge und überlegte, ob sie wohl ihre Maske aufsetzen sollte, die das Atmen leichter machte. Doch da der Botschafter keine Anstalten machte, eine aufzusetzen, verzichtete Mary auch darauf, obwohl die meisten Menschen, die auf der Straße entlanghasteten, Masken aus Leder oder dickem Stoff trugen, die ihre Münder und Nasen bedeckten. Nur wenige trugen Masken aus Metall, die mittels eines Schlauchs und eines Tanks auf dem Rücken mit sauberer Luft versorgt wurden.

Auf der Straße ließ Mary ihren Blick schweifen. Doch alles, was sie sah, war das schwarz-graue Kopfsteinpflaster und die teilweise mit Bronze verzierten Häuserfronten der Alexanderstraße. In dieser Straße wohnten viele Ladenbesitzer und Dienstleister. Sie gehörten zur

Schicht der Händler und damit standen ihnen zwei Bronzestreifen an ihrer Hauswand zu.

Mary hatte eigentlich eine dieser dampfbetriebenen Kutschen erwartet, in denen sich der Kaiser immerzu fortbewegte und in denen er zu seinen Auftritten fuhr, doch nichts dergleichen war zu sehen.

„Wie kommen wir zum Palast?“ Zum Palast waren es mindestens dreißig Kilometer Luftlinie.

„Na, was glauben Sie denn?“ Der Botschafter deutete auf ihre Füße.

„Wir laufen?“ Das konnte doch nicht sein Ernst sein, sie wären fast fünf Stunden unterwegs, und das nur für den Hinweg.

„So ähnlich“, bemerkte der Botschafter und schritt einfach los.

Nach einem kurzen Zögern folgte Mary ihm. Den Anweisungen des Kaisers widersetzte man sich nicht. Nicht einmal wenn man Mary Parker hieß.

Sie ließen die Alexanderstraße hinter sich und bogen in die Gartenstraße ein. Ein dampfbetriebener Wagen überholte sie wild hupend, doch der Botschafter marschierte stur geradeaus auf den nächsten Pfahlschirm zu. Pfahlschirme waren massive Konstruktionen aus Stahl, die überall in der Stadt verteilt standen und die sich im Falle eines Angriffs aus der Luft zu einer Decke ausbreiten konnten, um das ganze Deutsche Autonome Territorium zu schützen. Bisher war ihr Einsatz nicht nötig gewesen, vorerst hielt die Mauer ihre Feinde ab, aber so wie die meisten war Mary davon überzeugt, dass

es nur eine Frage der Zeit war, bis es zu einem Angriff kam.

Doch das Ziel des Botschafters war nicht der Pfahl, sondern der Eingang zur Untergrundbahn dahinter. Sie stiegen eine mit winzigen Mosaiksteinen verzierte Treppe hinab und fanden sich auf dem Bahnsteig wieder. Die mechanische Tafel über der Stuhlreihe, zeigte an, dass der nächste Zug in etwa fünf Minuten eintreffen würde. Mary sah sich um. Außer ihnen befand sich niemand sonst auf dem Bahnsteig.

„Warum bringen Sie mich zum Kaiser?“ Der Botschafter würde ihr nun endlich erklären müssen, warum er sie durch die halbe Stadt schleppte.

Doch sie erhielt keine Antwort. Stattdessen ging der Botschafter geradewegs auf die Stuhlreihe zu, setzte sich, überschlug die Beine und lehnte sich zurück.

So langsam ging ihr dieser Kerl mächtig auf die Nerven! Mary schloss die Augen, atmete tief ein und folgte ihm dann mit langsamen Schritten. Kurz vor ihm blieb sie stehen. „Warum?“

Der Botschafter seufzte vernehmlich, als wäre sie eine ungezogene Göre, die ihn belästigte. Für einen Augenblick dachte Mary daran, ihre Waffe zu ziehen und sie diesem Mann unter die Nase zu halten. Zu gern hätte sie seine Reaktion darauf gesehen, doch sie konnte sich beherrschen. Er war den Ärger nicht wert.

„Ich warte.“ Mary rammte ihre Hände in die Taschen ihrer Hose, um nicht doch noch in Versuchung zu kommen, diesem Mann ihre Waffe vorzuführen.

„Es handelt sich um eine wichtige Privatangelegenheit des Kaisers“, sagte der Botschafter langsam in einem hoch-näsigen Tonfall, der in einer Bahnstation neben einem überquellenden Mülleimer noch weit mehr fehl am Platz wirkte als in einem nach Schweiß stinkenden Sportstudio.

„Und?“

„Es gibt da einen heiklen Auftrag, den der Kaiser Ihnen anvertrauen möchte.“ Der Botschafter schnaubte, als verstünde er die Entscheidung seines Kaisers nicht. „Dieser Auftrag verlangt Fingerspitzengefühl.“

Warum redete der Kerl nur so um den heißen Brei herum? Warum sagte er nicht einfach, worum es ging? Es sei denn ... „Sie wissen also nicht, worum es geht.“

Der Botschafter zuckte kaum merklich zusammen. „Ich kenne nicht alle Einzelheiten, aber der Kaiser ...“

„Sparen Sie sich Ihre Worte. Sie haben keine Ahnung.“ Mary beugte sich vor, um dem Botschafter direkt ins Gesicht zu sehen. „Er vertraut Ihnen nicht genug.“

Das Gesicht des Botschafters nahm eine tiefrote Farbe an. Für einen Moment erwartete Mary, dass Dampf aus seinen Ohren quoll.

„Wie können Sie es wagen!“ Er versuchte, aufzustehen, doch Mary stieß ihm mit dem Zeigefinger gegen die Brust, sodass er wieder zurück auf den Stuhl sank.

„Machen Sie sich bitte keine Umstände“, sagte sie, während sie sich umdrehte und sich ein paar Meter entfernt von den Stühlen zum Warten postierte.

Wenige Augenblicke später fuhr die Eisenbahn ein. Eine prächtige Lok mit stattlichem Rauchfang, aus dem

dichter schwarzer Qualm strömte, der sofort in einen der Lüftungsschächte an der Decke gesaugt wurde. Angehängt waren fünf Abteile. Mary blickte zum Botschafter hinüber, der grimmig nickte und auf die Bahn zeigte.

Im Inneren waren nur wenige Plätze besetzt und Mary ließ sich auf den ersten Sitz in Fahrtrichtung sinken. Dabei achtete sie darauf, beide Sitze des Zweierplatzes zu blockieren, damit der Botschafter auf keinen Fall auf die Idee käme, sich zu ihr zu setzen. Mit verbissenem Gesichtsausdruck marschierte er an ihr vorbei und setzte sich hinter sie, was fast noch unangenehmer war, denn nun spürte sie seinen bohrenden Blick auf ihrem Hinterkopf. Doch sie würde ihm nicht zeigen, welches Unbehagen er ihr bereitete, sondern drehte sich kurz zu ihm um, schenkte ihm ein Lächeln und wandte ihren Blick dann wieder nach vorn. Sollte er doch den Rest der Fahrt darüber nachgrübeln, was dieses Lächeln zu bedeuten hatte.

Die Bahn setzte sich in Bewegung, verließ die beleuchtete Station und tauchte ein in das tiefe Schwarz der Eisenbahntunnel. Die Lampen im Inneren des Wagens flammten automatisch auf und verbreiteten ihr gelbes Licht.

Sie fuhren eine Weile geradeaus, dann verlangsamte sich die Fahrt der Bahn, doch noch immer blieb es rund um sie herum schwarz und undurchdringlich. Schließlich kam die Bahn vollständig zum Stehen und einige Minuten lang geschah nichts. Dann ertönte ein Kreischen, anschließend ein Ächzen und Mary spürte, wie

sich der Waggon in die Höhe hob. Sie waren an einem Knotenpunkt angekommen, einem Punkt, an dem die Bahn auf eine andere Ebene des unterirdischen Netzes gehoben wurde, um eine höher gelegene Station zu erreichen. Von diesen Knotenpunkten gab es unzählige im ganzen Territorium, einige von ihnen lagen sogar fast dreihundert Meter tief unter der Erde.

Anschließend setzte sich die Bahn mit einem protestierenden Ächzen in Bewegung und Mary vernahm das stetige *Wusch* der Schwungräder, die durch die Dampfmaschine im Inneren der Lok angetrieben wurden.

Im Tunnel wurde es für einen Augenblick wieder hell, doch es war nur die Gaslaterne eines Ambuladeurs, der durch einen Seitentunnel patrouillierte, um mögliche Flüchtige aufzuspüren, die versuchten, die Mauer zu umgehen und durch die unterirdischen Tunnel aus dem Territorium zu fliehen.

Mary lehnte sich zurück in ihren Sitz und verschränkte die Arme. Das, was der Kaiser ihr zu sagen hatte, sollte besser gut sein. Oder noch besser: lukrativ. Sie hätte heute Nachmittag einen Termin mit einem neuen Klienten gehabt, den konnte sie sich abschminken. Keine Chance, dass sie rechtzeitig wieder zurück sein würde. Der Kaiser sollte sie also besser nicht umsonst zu sich gerufen haben.

An der Station Ecke Albertstraße und Ritterstraße erhob sich der Botschafter und tippte ihr auf die Schulter. Mary widerstand der Versuchung, ihm dafür seine Finger zu brechen und stand ebenfalls auf.

Diese Bahnstation war weitaus belebter als die, aus der sie abgefahren waren. Es herrschte emsiges Treiben. Neben den Fahrgästen versuchten ein paar andere Menschen mit einem Bauchladen vor sich Getränke, Nahrungsmittel wie Nüsse und Äpfel oder kleine billige Schmuckstücke zu verkaufen.

Mary folgte dem Botschafter die Treppe hinauf, die sie zurück ins Sonnenlicht führte. Von hier aus war es nicht mehr weit zum Palast, Mary konnte die riesigen Tore bereits erkennen, die dem einfachen Volk den Zutritt zur Welt des Kaisers verwehrten. Die Ritterstraße war mehr als doppelt so breit wie die Straßen in Marys Viertel. Auf beiden Seiten schützten Fußgängerwege die Spazierenden vor den vielen dampfbetriebenen Gefährten, die über das Kopfsteinpflaster rumpelten. Es waren motorisierte Zweiräder, dreirädrige kastenförmige Wagen und elegante Automobile mit vier Rädern, die kein Dach hatten und aus denen die Fahrer jedem zuwinkten, der zu ihnen hinübersah.

Mary beneidete diese Menschen keine Sekunde lang um ihre Gefährte, die von großem Wohlstand zeugten. Ja, sie würde sich einen solchen fahrbaren Untersatz niemals leisten können. Aber im Krieg war sie genügend Kriegsmaschinen gefahren und hatte mit ihnen genügend Menschen das Leben genommen, um niemals wieder in ihrem Leben eine solche Maschine bedienen zu wollen.

Entschlossen bahnte sich der Botschafter seinen Weg über den Fußgängerweg. Die Straße war gesäumt von

gepflegten zweistöckigen Häusern, deren Fassaden vor Sauberkeit nur so blitzten und funkelten. In der unteren Etage gab es Juweliere, Blumenläden und einige Restaurants. Alle paar Meter stürzte ein aufgeregter Laden- oder Restaurantbesitzer aus seinem Gebäude und redete wie ein Wasserfall auf den Botschafter ein. Jeder versuchte, ihn dazu zu überreden, doch einmal bei ihm zu essen, womöglich sogar den Kaiser in sein bescheidenes Etablissement mitzubringen, ihn in den höchsten Kreisen zu empfehlen ... Die meisten begnügten sich dabei nicht nur mit Gequassel, sondern drückten dem Botschafter auch Werbezettel in die Hand. Einer war sogar so dreist, dem Botschafter einen Teller mit einem runden Gebäckstück zu reichen und sofort zu verschwinden, sobald der Botschafter es festhielt. Sichtlich irritiert suchte der Botschafter in der Menschenmenge nach dem Missetäter, doch dieser war längst verschwunden, offenbar von der Hoffnung erfüllt, der Botschafter möge seine Kreation probieren und für so genial erachten, dass er all seinen adeligen Freunden davon erzählte. Doch dazu würde es nie kommen. Der Botschafter ging weiter, stellte den Teller schließlich auf dem Tisch eines äußerst überraschten jungen Pärchens in einem anderen Café ab und wünschte ihnen „Guten Appetit“.

Schließlich überquerten sie die Straße, wobei Mary einem hupenden Gefährt ausweichen musste, und kamen zu dem weißen Tor, das aus so vielen einzelnen Metallstreben bestand, dass Mary unmöglich sagen konnte,



wo die eine aufhörte und die andere anfang. Zusammen bildeten sie die Buchstaben *L* und *V*, die Initialen des Kaiserpaars.

Das fast drei Meter hohe Tor wurden von zwei Wachen gesichert, die in voller Rüstung, messingfarben mit Silberverzierungen, jeweils ein Schwert in ihren Händen hielten. Ob der Altertümlichkeit hätte Mary fast gelacht, wäre es nicht so albern gewesen. Auf den Schlachtfeldern bekriegten sich die Menschen mit dampfbetriebenen Schusswaffen, Stromfallen und meterhohen Schlachtwagen, und dann sollten zwei Blechdosen mit Buttermessern den Eingang zum Palast bewachen? Falls jemand hier hineinwollte, würde er es auch schaffen, das stand für Mary ohne Zweifel fest. Sie musterte die undurchdringliche Mauer, die sich an das Tor anschloss. Grauer Stein. Elegant zweifellos, aber nicht unüberwindbar.

Der Botschafter trat zwischen die Wachen und zog ein Stück Papier hervor, nach dessen Begutachtung die beiden Wachen wie auf ein unhörbares Kommando mit einem Scheppern ihrer Rüstungen je eine Seite des Tores griffen und es gleichzeitig aufzogen.

Mary spürte die Blicke in ihrem Rücken, als sie den Eingang passierte. Sie drehte den Kopf und ihr Auge surrte, als sie die vielen Menschen sah, die ihr und dem Botschafter nachblickten, die meisten neidisch, manche neugierig.

Dann schloss sich das Tor hinter ihnen und Mary richtete den Blick auf den Palast. Zwar war sie schon einmal hier gewesen, doch ihre Erinnerung an diesen

Tag war verschwommen, sie erinnerte sich daran, wie der Kaiser ihr die Hand geschüttelt hatte, aber nicht daran, wie zur Hölle sie eigentlich in den Palast gekommen war. Überhaupt waren die Wochen nach ihrer Verletzung ein einziger Nebel gemischt aus Schmerzen und Opiaten.

„Gehen Sie bitte an meiner Seite“, ordnete der Botschafter in genervtem Tonfall an. „Es ist nicht erlaubt, dass Sie sich frei auf dem Gelände bewegen.“

Mary schnaubte. Es gab nur den einen Weg und sie würde sicherlich nicht fortlaufen und den Garten verwüsten oder was auch immer dem Botschafter vorschweben mochte. Doch sie beeilte sich, ein wenig schneller zu laufen, auch wenn sie immer wieder zurückfiel, weil sie sich umsah. Es gab zahlreiche in Form geschnittene Buchsbäume, meist kugelförmig, und einige Beete mit rotblühenden Blumen. Dazwischen verliefen schmale Wege. Die vielen Bäume boten unpraktischerweise hervorragende Versteckmöglichkeiten für mögliche Angreifer oder Diebe. Hätte Mary hier die Verantwortung, hätte sie sie entfernen lassen. Wäre es nur der Rasen, wäre von jeder Stelle im Palast ein ungehinderter Ausblick möglich. Na ja, vielleicht hatte der Kaiser sie eingeladen, damit sie ihn in diesen Sicherheitsfragen beriet. Und wenn nicht, würde sie ihn vielleicht trotzdem auf seine mangelhaften Sicherheitsvorkehrungen hinweisen können.

Sie näherten sich dem Portal des Palastes, wo vier weitere Wachen in Rüstungen auf sie warteten. Mary schätzte die Größe des metallischen Tores auf drei mal

drei Meter, eine beeindruckende Schmiedearbeit mit aufgesetzten und bemalten Verzierungen, die wohl die Krönung des Kaisers zeigten.

Erneut zückte der Botschafter sein Stück Papier und die Wachen öffneten das Tor, das so sanft aufglitt, dass Mary vermutete, dass hier noch etwas anderes im Spiel war als die bloße Muskelkraft der Wachen. Womöglich ein hydraulisches System, das das Öffnen erleichterte.

Als das Tor offen stand, traten die Wachen einen Schritt zurück, hoben ihr Schwert kerzengerade vors Gesicht und verharrten reglos in dieser Position.

„Legen Sie Ihre Waffe ab“, kommandierte der Botschafter.

Mary zog eine Augenbraue in die Höhe. Ihre Waffe?

„Mit einer unangemeldeten Waffe dürfen Sie den Palast nicht betreten.“

Mary seufzte und zog ihre Waffe hervor, hielt sie dem Botschafter demonstrativ hin und übergab sie dann einer der Wachen. „Aber die bekomme ich wieder.“

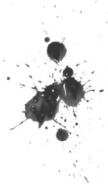
Sie betraten den Palast und fanden sich in einer geräumigen Halle wieder, die von einer gläsernen Kuppeldecke dominiert wurde. In der Mitte führte ein roter Teppich zu einer doppelflügeligen Bronzetür. Rechts und links gab es ebenfalls zwei Türen, jedoch weit weniger auffällig als die, die ihnen gegenüber lag.

Wie selbstverständlich beschritt der Botschafter den Teppich und hielt zielstrebig auf die Doppeltür zu.

Mary folgte ihm. Gegen ihren Willen war sie beeindruckt von der Eleganz und der Schönheit des kaiserli-

chen Palasts. Zwar störte sie, dass diese Menschen hier nichts dafür getan hatten, um all das zu verdienen, doch die Architektur war trotzdem wunderschön.

Der Botschafter zog die Doppeltür auf und sie betraten einen Raum, der offensichtlich der Thronsaal war. Ihnen gegenüber standen zwei silberfarbene Throne auf einem Podest, davor drei Bankreihen. An den Wänden hingen Portraits der Kaiserfamilie, einige davon hatte Mary schon in der Zeitung gesehen: der Kaiser, seine Frau und ihre Tochter. Es gab sogar ein Gemälde des kaiserlichen Schoßhunds.



Als Mary bemerkte, dass der Botschafter sich bereits einige Meter von ihr entfernt hatte, beschleunigte sie ihre Schritte und folgte ihm in ein Zimmer zu ihrer Rechten. Auf beiden Seiten ragten riesige Regale in die Höhe, die die Last von tausenden Büchern trugen. Mary sog den Geruch ein, der diesem Raum zu eigen war. Pergament, Staub, Leder. Genau so sollte es in einer Bibliothek riechen.

Sie betrachtete all die Bücher, all das Wissen, das sich hier befand und viel zu spät fiel ihr auf, dass sie mit dem Botschafter nicht allein war. Dort, in einem breiten Ledersessel, sanft beleuchtet von einer Tischleuchte, saß der Kaiser.

Sofort straffte Mary sich und verschränkte die Arme hinter dem Rücken. Sie trat näher und neigte ihren Kopf zu einer knappen Verbeugung. „Mein Kaiser.“

Der Kaiser erhob sich aus seinem Sessel. Er war ein Mann Anfang fünfzig, dessen dunkelbraunes Haar an den